

Darf zugestellt werden

JOHANNA JORUN KALEX



Darf zugestellt werden` stand in schwarz gedruckten Lettern auf der Banderole, die einige Briefe sowie eine Postkarte aus Zinnowitz umschlang. Daneben in blau ein unleserlicher Stempel und eine Unterschrift. Verblüfft starrte ich das Papierband an. So war mir meine Post noch nie in den Briefkasten geworfen wurden. Auch erinnerte ich mich, dass ich schon mehrfach die Postfrau getroffen und in der Hoffnung, sie hätte etwas für mich, im Hausflur herum gebummelt hatte. Aus der großen Tasche hatte die Frau, die meine Erwartung natürlich bemerkte, einen Stapel Briefe gezogen und durchgeblättert, um mir dann mit einem leichten Kopfschütteln anzudeuten, dass wieder nichts für mich dabei war. Die Briefe und Postkarten waren für andere Mieter unserer Straße. Mit Banderolen aber waren sie nicht verschnürt, niemals.

Jetzt aber hielt ich einen Stapel Post in den Händen, direkt meinem Briefkasten entnommen und dieser Stapel wurde von einem Pappstreifen umfangen auf dem stand, dass meine Post mir zugestellt werden dürfte, was eine unterschreibende Person sozusagen angeordnet und mit einem Stempel bestätigt hatte. Wer konnte denn verfügen, dass mir meine Briefe und Karten zugestellt, beziehungsweise andererseits eben nicht zugestellt werden durften?

Auch meinem Mann, dem ich am Abend das Kuriosum zeigte, fiel dazu nichts ein. Ich hatte mir den ganzen Tag verkniffen, die Briefe und die Urlaubskarte aus der Banderole heraus zu ziehen. Irgendwie erschien mir das Ganze so suspekt, dass ich das Gefühl hatte, trennte ich Sendungen und Zustellerlaubnis, könnte ich mein Erlebnis nicht mehr authentisch beweisen.

Nun aber, unter der abendlichen Lampe, die Kinder waren bereits im Bett, zog mein Mann mit sachten Bewegungen unsere Post aus der papiernen Schlaufe. Behutsam, als wollte er nicht riskieren, das Corpus Delicti könne zerstört und damit nicht mehr als Beweismittel verwendet werden, legte er es auf den Tisch und glättete es mit dem Handrücken. Dann untersuchten wir die Post.

Die Ostseekarte kam von den Schwiegereltern, die in Zinnowitz einen Platz in einem FDGB Ferienheim ergattert hatten. Aber außer ihr und einem sehr kurzen Brief, in dem Tante Regine ihren Besuch zu Weihnachten in Aussicht stellte und in dem sich je ein Abziehbild von Pittiplatsch und Schnatterinchen für unsere Kinder befand, waren alle Sendungen unpersönlicher Natur.

Die Stromrechnung, die Mitteilung unseres Kinderarztes, dass unsere Jüngste bald gegen Masern geimpft werden müsste, ein Brief in dem die Schule unserer Großen aufrief am letzten Ferienvochenende zum Subotnik zu erscheinen und den Sportplatz startklar für das neue Schuljahr zu machen und die Einladung zur Hausversammlung der Merkliner Strasse 38, also unseres kleinen Mehrfamilienhauses, die allerdings schon am Tag vorher stattgefunden hatte. Letztere zog die Aufmerksamkeit meines Mannes auf sich. Zwar war auch dieser Brief vorschriftsmäßig zugeklebt und frankiert, doch der Marke fehlte der Poststempel und das Einladungsschreiben trug eine eindeutige Unterschrift: Vollhard stand da in ausschweifenden Zügen, Rüdiger Vollhard, unser Hausvertrauensmann, den ich erst gestern gesehen hatte bei der Hausversammlung zu der ich gekommen war, weil er mir, vorgestern im Treppenhaus, den Termin derselben zugerufen hatte. Den frankierten, jedoch nicht abgestempelten Brief aber hatte er nicht erwähnt. Ich frage mich, warum unser Hausvertrauensmann, der passenderweise auch noch neben uns wohnte, mir eine Einladung mit der Post schickte, statt sie einfach in den Briefkasten zu werfen. Von den zehn Pfennigen für das Porto einmal abgesehen war es zum Briefkasten, also dem zum Briefe verschicken, ja wesentlich weiter als zum Briefkasten, dem, in dem die Post unsere Briefe einwirft. Außerdem, und das zeigte der Vorfall ja eindeutig, war der Beförderungszeitraum auf diese offizielle Weise sehr viel länger und hätte er mir im Hausflur nicht zugerufen, dass die Hausver-



sammlung stattfinden würde, dann hätte ich sie verpasst.

Der Invalidenrentner Vollhard war ein netter, sehr kommunikativer aber etwas kauziger Mann, dem man zutrauen konnte, die Schnürsenkel bei vor Nachbartüren stehenden Schuhen ordentlich nach innen zu schlagen. Aber den fünf Parteien die mit ihm in unserem Haus wohnten Briefe mit der Post zu schicken, statt sie einfach in die Briefkästen zu werfen oder, in der Hoffnung auf ein Schwätzchen, an den Wohnungstüren zu überreichen, das passte so gar nicht zu ihm, zumal er schlecht laufen konnte und ob eines Lungenschusses im Krieg beständig unter Kurzatmigkeit litt.

Mein Mann beschloss ihn darauf anzusprechen und zwar sofort.

Leider verlief das Gespräch merkwürdig wortkarg. Er habe den Brief ja in unseren Briefkasten geworfen, schon vor drei Wochen, es sei einfach mein Fehler, wenn ich nicht jeden Tag die Post holen würde. Auf die Frage meines Mannes, warum er dann eine Marke darauf geklebt hatte, ächzte er und wand seinen hageren Körper hin und her, um schließlich zu verkünden, die Marke hätte sein Enkelsohn, der zu Besuch gewesen war, darauf geklebt, aus Versehen. Und außerdem hätte er mir ja persönlich Bescheid gegeben, woraufhin ich die Zusammenkunft ja auch besucht hatte. Es könne also keine Rede davon sein, dass er mir die Teilnahme an der Hausversammlung hätte verwehren wollen.

Mein Mann bat mich nun in die Stube zu gehen und die Banderole zu holen. Diese hielt er, mit einem Meter Sicherheitsabstand als befürchte er unser Hausvertrauensmann könnte sich mit einem raschen Griff in den Besitz des verdächtigen Gegenstandes bringen, diesem vor Gesicht. Herr Vollhard schob die Brille nach oben und blinzelte zu den schwarzen Lettern hin: Darf zugestellt werden, flüsterte er entsetzt und ich sah wie ihm das Blau seiner schlecht durchbluteten Lippen in die Wangen stieg. Schnaufend versicherte er, dieses Papierband noch nie gesehen zu haben und schloss uns die Tür vor der Nase.

Von nun an begannen wir unsere Post, die ab jenem Tag wieder ohne Banderole zugestellt wurde, samt und sonders genau zu untersuchen. Akribisch notierten wir in einem kleinen Oktavheftchen, das ich bald begann immerzu bei mir zu tragen, ohne das ich den Grund dafür hätte angeben können, ob und was wir an Sonderbarem, Verdächtigen an unserer Post bemerkt hatten.

Dabei fiel uns zweierlei auf: Erstens, jeder Brief den wir erhielten hatte am Klebefalz oben rechts einen kleinen Riss im Papier, so als sei das Couvert beim Verschließen ein wenig eingerissen. Dabei war es egal, ob es sich um persönliche oder amtliche Post handelte. Zusätzlich zu diesem Riss bemerkten wir, dass die Umschläge am oberen Rand oft etwas gewellt waren, als sei der Brief feucht geworden.

Und zweitens bekamen wir nur an Donnerstagen Post.

An allen anderen Wochentagen und am Sonnabend blieb unser Kasten leer.

Vor allem zweiterer Umstand irritierte uns.

Nach vier oder fünf Wochen, in denen dieser seltsame Rhythmus nicht einmal durchbrochen wurde, beschloss ich die Postfrau anzusprechen. Ich lauerte ihr also an einem Donnerstag im Treppenhaus auf und stellte sie zur Rede, gerade nachdem sie mehrere Briefe bei uns eingeworfen hatte. Die Frau erbleichte und starrte mich mit vor Angst geweiteten Augen an, obwohl ich meine Frage sehr ruhig, höflich geradezu, auf jeden Fall ohne jede Spur von Aggression vorgebracht hatte. Sie schwankte unentschlossen vor und zurück, riss sich schließlich zusammen und verließ wortlos unser Haus.

In der folgenden Woche versteckte ich mich wieder hinter der Kellertür und wartete auf ihr Kom-



men. Durch die kleine schmutzige Scheibe sah ich, wie die Frau den Stapel Post für die Merkliner Strasse durchblättert, hier und da etwas einwarf, aber ganz augenscheinlich einige Briefe heraus sortierte und in ihre Jackentasche steckte.

An diesem Donnerstag blieb unser Briefkasten leer. Die gesammelte Post dieser Woche aber fand ich am nächsten Tag, dem Freitag, vor.

Wir fragten uns, was die Postbotin bewogen hatte, uns derart hinters Licht führen zu wollen, zumal schon ab der Woche darauf die Zustellung wieder ausschließlich Donnerstags erfolgte. Was für ein Spiel spielte sie mit uns?

Als mein Mann sie bei einem zufälligen Treffen darauf hin zur Rede stellte, erwiderte sie nur schnippisch, für solcherlei Spinnereien hätte sie keine Zeit.

Vollends verwirrt waren wir einige Wochen später.

Meine Freundin Kerstin, die seit etwa einem Jahr der Liebe wegen in Leipzig wohnte und mit der ich einen regen Briefwechsel betrieb, da unsere Mädelsabende mit den ausführlichen Frauengesprächen wegen der räumlichen Trennung ausfielen, hatte mir einen besonders dicken Brief geschrieben. Diesen hatte ich, ohne Banderole, an einem schönen Donnerstag aus meinem Briefkasten genommen und hatte ihn erfreut und etwas ungeduldig schon im Flur geöffnet, natürlich nicht ohne vorher den Riss und auch das leicht gewellte Couvert zu registrieren.

Im Umschlag befanden sich drei eng beschriebene Seiten voller Neuigkeiten und, ich traute meinen Augen kaum, eine Postkarte aus Sakopane in der Hohen Tatra, die uns unser langjähriger Freund Ecki aus seinem Urlaub geschrieben hatte.

Minutenlang stand ich im Flur und starrte auf die Post in meiner Hand. Wie kam denn die Karte mit dem schönen Bergmotiv aus der Tschechoslowakei in den Leipziger Umschlag? Zumal die Karte ebenfalls frankiert und mit einem tschechischen Stempel mit dem Datum von vor drei Wochen versehen war.

Um ganz sicher zu gehen, dass sich Kerstin und Ecki nicht einen Scherz mit uns erlaubt hatten, besuchten wir unseren Freund am Abend. Wir hatten die verdächtige Post dabei und und zeigten Brief und Karte vor, als hätten wir einen Umschlag mit Sprengstoff erhalten.

Eure Post wird mitgelesen, von der Stasi, diagnostizierte Ecki lakonisch, als ob dies das Normalste der Welt wäre.

Ecki, so wussten wir, verkehrte in Künstlerkreisen, kannte einige langhaarige Jazzer und sprach nun, etwas von oben herab wie uns schien, über Postkontrollen, Abhörmaßnahmen und Wohnungsdurchsuchungen in Abwesenheit der Mieter, als seien solche Dinge die Regel, könnten ihn jedoch nicht mehr schockieren.

Ja, auch bei ihm gäben sich die Beamten der Staatssicherheit die Klinke in die Hand. Erst kürzlich habe er in seiner Wohnung die Verpackung eines mysteriösen elektrischen Geräts gefunden, dass seiner Meinung nach zu einem Richtmikrophon gehörte, dass in seinen Räumen installiert worden war. Fast auftrumpfend präsentierte er uns eine kleine Plastikhülle, kaum so groß wie eine Streichholzschachtel, der man in keinsten Weise ansehen konnte, was sie enthalten hatte.

Dann aber legte er meinem Mann beruhigend den Arm auf die Schulter und sagte, da wir ja nun wirklich nicht gefährlich für die Regierung seien, würden die Postkontrollen sicher nur zu einer Schleierfahndung in seinem eigenen Umfeld gehören und bestimmt bald enden. Wir sollten uns keine Sorgen machen, denn wir hätten ja wohl nichts zu befürchten, im Gegensatz zu ihm, der er ja schon Leute kannte die hin und wieder - er verlor sich in Andeutungen.



Ich kann nicht behaupten dass er uns überzeugt oder auch nur beruhigt hätte. Durchsuchungen, Richtmikrophone, Abhörmaßnahmen - was geschah uns hier? Vorsichtshalber beschlossen wir den Kontakt zu unserem Freund vorerst einzustellen. Zwar glaubten wir nur halb, was er uns erzählt hatte und auch die lächerliche Plastikhülle hatte uns nicht wirklich zu überzeugen vermocht, aber vielleicht war ja doch etwas daran und die Urlaubskarte aus der Hohen Tatra war ein Wink mit dem Zaunpfahl durch die Behörden, auf solcherlei Freundschaften lieber zu verzichten.

Auch von anderen Bekannten zogen wir uns, wenigstens halbherzig, zurück. Hatte Joachim nicht mehrfach die Arbeitsstelle gewechselt und jobbte, wie er es nannte, jetzt als Friedhofsgärtner? Solches Verhalten war schon auffällig, wenn nicht gar verdächtig und nahe an dem, was man den Assiparagraphen nannte, dem Verbot nicht richtig arbeiten zu gehen. Auch könnte eine solche Tätigkeit daraufhin deuten, dass er einen Ausreiseantrag gestellt hatte und wir trauten ihm durchaus zu, uns dies zu verschweigen. Es konnte also sein, dass die Misere an Joachim lag. Ihn darauf anzusprechen, erwogen wir nicht ernsthaft. Was, wenn er es zugab und uns gestand, dass er ausreisen wollte? Konnte man dann noch einfach so den Kontakt abrechnen? Nein, dann müsste man natürlich zu ihm stehen, denn die Antragssteller wurden im Allgemeinen nicht besonders gut behandelt. Ihm dann, in seinem Leid, die Freundschaft zu kündigen, hätte uns als Opportunisten, wenn nicht gar als Kollaborateure dastehen lassen.

Christine, meine alte Schulfreundin aber war auch schwierig. Obwohl sie nur eine kleine Verkäuferin war und ganz sicher nicht besonders verdiente, trug sie ausschließlich Klamotten aus dem Exquisit. Dies könnte, so mutmaßten wir, ein Zeichen dafür sein, dass sie bei den staatlichen Behörden plauderte und Freunde oder Kollegen gegen Bezahlung verzinkte. Auch Ute und Thomas waren auf einmal in unseren Augen verdächtig, hatten sie doch als einzige in unserem Bekanntenkreis ein Telefon. Für derlei Luxus hatten sie ganz sicher eine Gegenleistung erbracht. Ich muß gestehen, es war eine Zeit, in der unsere Nerven blank lagen, während wir auf den Donnerstag und die Post warteten.

In der Folge wurden unsere Abende einsamer. Anders als früher trafen wir uns nicht mal in dieser, mal in jener oder auch in unserer Wohnung mit Freunden, sondern saßen zu zweit beieinander und sinnierten, womit wir wohl die Aufmerksamkeit der ominösen Stasi auf uns gezogen hatten. Hatten wir uns selbst verdächtig gemacht oder lag es an einer Bekanntschaft oder hatte gar ein sogenannter Freund uns angeschwärzt aus Wut heraus, weil wir ihm irgendwie auf den Schlips getreten waren? Stundenlang sprachen wir alle erdenklichen Möglichkeiten durch. Doch uns fiel beim besten Willen nichts ein, was einen solchen Racheakt gerechtfertigt hätte und erst recht nichts, was eine Überwachung staatlicherseits hätte hervorrufen können.

In diesen Tagen bemerkte ich, dass ich mich auf der Straße des öfteren umdrehte und die Passanten hinter mir musterte. Auch achtete ich auf der Arbeit darauf, was ich sagte, wann ich lachte und mit wem ich mich in der Kantine an einen Tisch setzte. Und als die Kindergärtnerin unserer Kleinen lachend rief, sie haben ja die Polizei gleich mitgebracht, als ich zufällig mit einem Vater in Uniform den Spielraum betrat, schrak ich zusammen bis auf die Knochen.

Ich bekomme noch einen Verfolgungswahn, konstatierte ich und gestand meinem Mann, dass ich so nicht weiter machen konnte, wollte ich nicht den Verstand verlieren. Vor allem das Warten auf den Donnerstag beeinträchtigte mein seelisches Gleichgewicht über die Maßen. Doch gab es eine Möglichkeit diesen Nerven aufreibenden Zustand abzuwenden?



Wichtig erschien uns auf einmal, unsere Beobachtungen vor den Sicherheitsorganen nicht zu verbergen. Wir waren uns sicher, dass, stimmte Eckis Annahme und wir wurden wirklich staatlicherseits überwacht, die entsprechenden Behörden bereits wussten, dass wir die Kontrollen bemerkt und genaustens dokumentiert hatten. Machten wir uns nicht dadurch geradezu verdächtig, wenn wir darüber schwiegen? Konnte man annehmen, dass ein unbescholtener Bürger solcherlei verrückte Vorkommnisse gleichmütig ignorieren würde? Nein, wir waren sicher, nur Menschen die sich ertappt fühlten, würden so tun, als bemerkten sie nicht, was mit ihrer Post geschah.

In den Wochen des Untersuchens und Notierens unsererseits, ja wahrscheinlich sogar durch unsere Gespräche mit dem Hausvertrauensmann und der Postbotin hatten wir uns erst recht in Verdacht gebracht.

Schließlich nahmen wir unseren Mut zusammen und gingen auf unser Postamt. Die gewellten Briefe, die Banderole und auch die Urlaubskarten nahmen wir mit.

Nachdem wir mehreren Vorzimmerdamen unser Anliegen dargelegt hatten, lies man uns zum Leiter des Amtes vor. Dieser warf einen gelangweilten Blick auf unser Beweismaterial, zog die Brauen hoch und fragte, ob wir wohl zu viele Krimis schauen würden. Dann wollte er unsere Post in eine seiner Schreibtischschubladen stecken, gab sie jedoch, auf unseren hektischen Widerspruch hin, scheinbar unwillig wieder heraus. Das würde uns nichts nützen, fuhr er uns plötzlich scharf an, mit so einem Unsinn könnten wir seine Behörde nicht in Verruf bringen.

Zwei Wochen später kamen meine Eltern zu Besuch. Verstört und flüsternd, als hätten sie Angst, irgendein Unbefugter könne ihre Worte mithören, kramten sie einen Brief aus Muttis Tasche. Es war wieder ein Brief meiner Freundin aus Leipzig, adressiert an mich. Mein vollständiger Vor- und Zuname, Merkliner Strasse 38 und auch die Postleitzahl und Dresden, meine Heimatstadt, hatte sie richtig und deutlich auf den Umschlag geschrieben.

Dieser Brief nun war, so raunten die Eltern entsetzt, heute morgen bei ihnen, dem Ehepaar Eberhard und Gisela Rieger, Rieger war mein Mädchenname, auf der Schumannstrasse 13 in Freital im Briefkasten gelegen. Während meine Mutter mit den Tränen kämpfte und in einem fort den Kopf schüttelte, fragte mein Vater mit Grabesstimme, ob wir etwas ausgefressen hätten. Wollten wir Republikflucht begehen? Hätten wir vor, eine kirchliche Veranstaltung zum Thema Frieden zu besuchen oder könnten wir etwa einen dieser geheimnisvollen Dissidenten, von deren Verhaftung oft hinter vorgehaltener Hand geredet, nie aber in den Nachrichten berichtet wurde? Und überhaupt sei diese Kerstin ihm schon seit langer Zeit suspekt und ich solle Vernunft annehmen und endlich diesen Kontakt abbrechen. Solch dicke Briefe, wie sie mir immerzu schrieb, könnten ja nur verdächtig sein. Was da wohl drinnen stehen würde, zischte er und gab mir das bereits geöffnete Couvert.

Nur schwer gelang es, meine Eltern von unserer Unschuld zu überzeugen. Wir verwiesen auf einen Zufall, ein Missverständnis bei der Post etwa und versicherten, dass wir und die Kinder keinesfalls vor hatten, eine Straftat zu begehen oder das Land zu verlassen. Von der Banderole und den Rissen in den Klebefalzen sagten wir nichts, mein Vater litt schon damals unter einem etwas ungleichmäßigem Herzen und wir wollten nichts riskieren.

Von diesem Tag an begannen wir uns selbst Briefe zu schreiben.

Sei es, weil wir die Post und die Staatssicherheit auf die Probe stellen wollten, oder weil wir uns



wieder und wieder versichern wollten, dass sich der beunruhigende Umstand noch immer nicht geändert hatte. Jedenfalls brachten wir Belanglosigkeiten zu Papier, erfanden einen Absender und ebenso eine Adresse, die ähnlich, so dass es ein Versehen hätte sein können, aber dennoch nicht korrekt war und warfen unsere Briefe in öffentlichen Postkästen ein.

Mal stimmte die Postleitzahl nicht, mal änderte ich den Straßennamen etwas oder schmierte eine unleserliche Hausnummer, nur unsere Namen schrieben wir ordentlich und richtig.

Die Briefe kamen immer an, immer Donnerstags und zwar jeweils am dritten Donnerstag, nach Einwurf der Sendung. Es war gespenstisch.

So sehr wir auch die Adresse veränderten, später sogar unsere Namen entstellten, so dass sie ähnlich zwar, aber dennoch nicht korrekt geschrieben waren, soweit wir auch fuhren, um die Post in entfernten Kästen einzuwerfen, immer fanden sie den Weg in der selben Zeit zu uns zurück. Sogar als wir begannen diese Briefe an uns selbst nicht mehr zu frankieren, lagen sie, transportiert von der Post und versehen mit einem kleinen Riss an der rechten oberen Seite des Klebefalzes und leicht gewellt, als wäre das Papier feucht geworden, am dritten Donnerstag danach in unserem Kasten.

In diesen Wochen sehnten wir, mit einem leichten Schauer, die Donnerstage regelrecht herbei. Ich glaube, wenn die Briefe, von denen wir wussten, dass sie kommen mussten, nicht gekommen wären, wir wären unendlich enttäuscht gewesen. Aber die Post funktionierte ausgezeichnet. Es gab keinerlei Unregelmäßigkeiten.

Dann saßen wir zusammen und stellten uns vor, wie unsere geheimnisvollen Mitleser aussahen, was für Menschen es wohl waren, die unser sinnloses Geschreibe ebenso gewissenhaft kontrollierten wie unsere Stromrechnungen oder die Bestätigung der Buchung für den nächsten Urlaubspatz und was sie wohl über unsere belanglose Texte und uns dachten.

Es hatte fast etwas Exhibitionistisches.

Einmal, wir hatten uns ein wenig gestritten, kam mein Mann auf die Idee und schrieb mir auf diesem Weg einen Liebesbrief. Als er nach etwa drei Wochen zu uns kam, schien mir, er dufte ein wenig nach Veilchenparfüm. Heimlich schrieb ich ihm zurück, verzichtete ganz auf die Adresse und warf den, nur mit dem Namen versehenen Umschlag in Freital nahe der Wohnung meiner Eltern ein.

Der Abend des Donnerstags an dem er uns erreichte, wurde der schönste, den wir seit langem miteinander verlebt hatten. Sogar eine Flasche richtigen Wein hatte ich besorgt und wir feierten das Ereignis bis spät in die Nacht.

Von nun ab begannen wir, uns auf diese Art nicht nur gegenseitig Liebesbriefe zu schreiben, sondern erzählten uns brieflich von unseren Sehnsüchten und Wünschen, über unsere Arbeit und die Kinder, von unseren Sorgen und Hoffnungen oder wir diskutierten über die Bücher die wir lasen und begannen, fast sehnsüchtig auf die Post zu warten.

Wir wussten, dass die Behörden wussten, dass wir es wussten und wir wussten, dass es außer uns noch andere interessierte und vor allem analysierende Leser gab und dies verlieh unseren — zu Papier, resümierten zu Gesprächen, die wir geführt hatten, achteten auf die Rechtschreibung und bemühten uns um einen stilvollen Ausdruck, fast so als sei unsere Korrespondenz öffentlich. Als würde unser Briefwechsel in einem kleinen schönen Sammelband für eine interessierte Leserschaft herausgegeben, suchten wir nach spannenden Themen, immer jedoch auf der Hut, nichts zu Papier zu bringen, was uns verdächtig oder kriminell aussehen lassen könnte.



Mein Mann begann sogar, mich mit kleinen sehr poetischen Gedichten zu überraschen. Es war durchaus romantisch.

Dieser ungewöhnliche Briefwechsel sorgte dafür, dass wir, fast mehr noch und vor allem mit größerer Tiefe, als in der Phase unserer absoluten Verliebtheit, als die Kinder noch nicht geboren und der Alltag noch nicht Einzug gehalten hatte, miteinander sprechen konnten, am Donnerstag, wenn die Post gekommen war.

Betrat ich mit unseren Briefen in der Hand die Wohnung, so setzte mein Mann fröhlich summend einen Tee auf und entzündete eine Kerze. Dann notierten wir alle Auffälligkeiten wie den kleinen Riss oder die Wellen zusammen mit Versende - und Ankunftsdatum der Briefe in meinem kleinen Oktavheftchen, kuschelten uns in froher Erwartung aufs Sofa und begannen zu lesen.